

PAUL JANKOWSKI

DAS WANKEN DER WELT

Wie 1933 der Weltfrieden
verspielt wurde



S. FISCHER



Paul Jankowski

Das Wanken der Welt

Wie 1933 der Weltfrieden verspielt wurde

Aus dem Englischen von Bernhard Josef

 | E-BOOKS

Inhalt

- Zum Geleit
- Genf und Schanghai
- 1 Heuschreckenjahre
- 2 Tokio und Rom
- 3 Berlin
- 4 Moskau
- 5 New York
- 6 Paris und London
- 7 Warschau und Budapest
- 8 Türen öffnen sich - einen Spaltbreit
- 9 Japan schließt eine Tür
- 10 Das Reich in den Augen des Auslands
- 11 Komplizen wider Willen
- 12 Washington schließt eine weitere Tür
- Genf
- Bildteil
- Dank
- Anmerkungen
- Quellen und Literatur
- Register

Zum Geleit

Mitunter werde ich gefragt, womit ich mich als Historiker gerade beschäftige. Mit dem Augenblick in den 1930ern, antworte ich dann, in dem die Weltmächte und einige der kleineren Staaten sowohl der »Weltordnung« - oder was davon noch übrig war - als auch einander den Rücken kehrten. »Hört sich ganz nach heute an«, meint mein Gegenüber dann oft.

Ich bin mir da nicht so sicher. Zwischen Herbst 1932 und Anfang Sommer 1933 kam Hitler an die Macht, Japan schickte Truppen über die Chinesische Mauer und trat aus dem Völkerbund aus, Mussolini schielte südwärts nach dem Horn von Afrika, Roosevelt, eben zum Präsidenten gewählt, sorgte mit seiner Isolationspolitik für eine Vertiefung der Kluft zwischen den USA und Europa, die Briten zogen sich in den Schutz ihres Empires zurück, und Frankreich sah, wie gleich drei Premiers erfolglos versuchten, seine beiden früheren Verbündeten in den magischen Kreis der Sieger von 1918 zurückzuholen. Stattdessen gerieten die drei ehemaligen Alliierten in einen erbitterten Streit um Kriegsschulden, Waffen, Währungen, Zölle und das Deutsche Reich. Nicht zum ersten Mal. Diesmal aber waren trotz jahrelanger gemeinsamer Vorarbeit unter der Ägide des Völkerbunds gleich zwei Weltkonferenzen gescheitert,

die eine zur Abrüstungsfrage, die andere zur Sanierung der Weltwirtschaft. Mauern gingen hoch, wohin man auch blickte. In diesem langen Winter schlug die Nachkriegswelt endgültig in eine Vorkriegswelt um. Hört sich das wirklich nach heute an? Ich bin mir da, wie gesagt, nicht so sicher.

Der Glaube an eine Fragmentierung der Welt sitzt tief. Hinter ihm steht die Annahme, dass zentrifugale nationalistische Kräfte wiedererstarken und gegen die Schimäre globaler Integration konspirieren, die naiven Gemütern nach dem Ende des Kalten Krieges den Kopf verdrehte. Darüber hinaus beschwört die finstere Parabel der 1930er-Jahre den Aufstieg autoritärer Bewegungen und ihrer demagogischen Führer nebst einem Heer wirtschaftlich Unzufriedener, das sie mutmaßlich stützte. Beinahe, als besäßen sie Endgültigkeit, reihen die Gewissheiten sich aneinander. Nationalismus, Autoritarismus, soziale Ressentiments – dergestalt nimmt sich die dämonische Triade aus, die heute rund um den Globus zu beobachten ist, sich in aller Welt bemerkbar macht und die man im fernen Spiegel von W.H. Audens »elender, ehrloser Zeit« reflektiert wähnt.

Historische Analogien sind leicht zu entkräften. Die unsere basiert auf verworrenen Annahmen über die Welt von damals wie die von heute. So hat in einigen Ländern die wirtschaftliche Katastrophe der frühen 1930er-Jahre in der Tat dazu beigetragen, dass eigentlich unbedeutende faschistische Parteien sich zu Massenbewegungen aufblähten. In den Vereinigten Staaten und Frankreich

jedoch brachte sie sozialdemokratische Regierungen der linken Mitte an die Macht. Und bis vor kurzem noch konnten im Geruch einer Blutsverwandtschaft mit denen der 1930er-Jahre stehende »Nationalpopulisten« oft gerade in den wohlhabendsten Ländern Erfolge verbuchen, während sie sich in anderen, in denen schleppendes wirtschaftliches Wachstum und hohe Arbeitslosigkeit herrschen, eher schwertun. Die meisten der autoritären Regierungen der 1930er-Jahre waren bei Ausbruch der Weltwirtschaftskrise bereits an der Macht und versuchten die ungebärdigen Faschisten – wenigstens eine Zeitlang – von den Regierungsgeschäften fernzuhalten. Mit zur lautesten ethnisch beziehungsweise rassistisch motivierten Panikmache kam es in den demokratischsten Kulturen. Das Modell scheitert an seiner eigenen Reichweite. Es führt zum ewigen Streit zwischen dem Historiker, der den Wald vor Bäumen nicht sieht, und dem Politikwissenschaftler, der den Wald, aber keine Bäume zu sehen vermag.

Bedürften wir zur Erhellung unserer gegenwärtigen Dilemmata unbedingt einer historischen Analogie, so wäre die Welt um 1900 dazu wahrscheinlich besser geeignet als die der 1930er-Jahre. Anfang des 20. Jahrhunderts erbrachten die transnationalen Bewegungen von Menschen, Gütern und Kapital neben einer globalen Integration auch protektionistischen Eifer, die Heraufbeschwörung der »gelben Gefahr«, die Propagierung von *White Australia* und *France d'abord*, die Ausschließungsgesetze in den USA, pangermanische

Phantasien in Berlin und Wien. Die Großmächte sorgten sich um ihre Stellung im kommenden Jahrhundert. Die neue Schule der Geopolitik erblickte das Licht der Welt. Der Nationalismus hatte der Globalisierung viel zu verdanken. Das gilt auch heute noch.^[1]

Wie dem auch sei, niemand, der heute Zeitung liest, kann sich hier und da eines gewissen Schauers erwehren, schlägt er ein Blatt aus den 1930er-Jahren auf. Wie heute nutzten Demagogen bei ihrem Griff nach der Macht oder deren Erhalt nationale oder ethnische Animositäten; der Internationalismus gleich welcher Ausprägung – Weltkörperschaften, transnationale Zusammenschlüsse, Zivilgesellschaft, Weltrevolution, Freihandel, offene Grenzen, kollektive Sicherheit oder die klare Absage an jegliche Rivalität zwischen den Großmächten –, dieser Internationalismus wurde Opfer der schneidenden Rufe nach dem nationalen Primat. Zuweilen, wenn auch nicht immer, gingen derlei Rufe einher mit Angriffen gegen die Demokratie; zuweilen, wenn auch nicht immer, nützten sie den Demagogen. Unterschiedliche Staaten und Regime, von Moskau über Washington bis Tokio, folgten diesen Rufen auf unterschiedliche Weise. Autoritäre Persönlichkeiten, die sich gegen multilaterale Zwänge von außen ebenso sträuben wie gegen Verfassungen und abweichende Meinungen zu Hause, mögen eher geneigt sein, dem Ruf der 1930er-Jahre – »Jeder für sich!« – zu folgen, aber damals waren sie nicht die Einzigen.

Für einige Beobachter, insbesondere die sogenannten Realisten, sind die sechzig oder siebzig Jahre relativen Friedens und Wohlstands, die wir im Westen seit 1945 unter amerikanischer Ägide hatten, eine Anomalie, ein historischer Zufall, der sich kaum wiederholen wird.^[2] Nichts an der politischen Landschaft der 1930er-Jahre vermöchte die Realisten unter den Theoretikern internationaler Beziehungen heute zu überraschen – außer vielleicht die Menge an Tinte, die man auf Lamentos über diese Epoche verschwendet hat. In seiner elementarsten Form zeichnet der Realismus die Welt von Haus aus in dieser Weise: als anarchische Menagerie von Staaten im ständigen Gerangel um Macht, Sicherheit oder ihren jeweiligen Vorteil.^[3] So unterschiedlich auch immer die Realisten ihre Landsleute behandeln, so fremd sie einander zu Hause erscheinen mögen – tun sie den Schritt nach draußen und betrachten einander, so gehorchen sie alle ein und derselben Logik, zwingt ihnen die Welt hier doch ihre absolute Indifferenz gegenüber jedweden Regeln auf. Sie sehen sich von ihr zum Wettbewerb verurteilt; wenn auch nicht notwendigerweise zum Krieg gegeneinander, da ihnen immer noch die Zuflucht zu Instrumenten bleibt, mit denen sich Bedrohungen wie die der Unterwanderung oder der Unterwerfung neutralisieren lassen. So können etwa zum Beispiel kleinere Staaten für einen Ausgleich sorgen, indem sie das Kräftegleichgewicht durch Zusammenschluss manipulieren, um der Herausbildung einer Hegemonialmacht in ihrer Mitte vorzubeugen; oder Staaten

schrecken ihre gierigeren Nachbarn durch eine offen zur Schau getragene Kriegslust ab; darüber hinaus kann man sich heimlich zusammentun, um einen unverbesserlichen Störenfried in sich zu spalten oder zu eliminieren. Eine Garantie freilich bieten diese Methoden nicht. Der Realismus, nach wie vor die dominante Erklärung für das Verhalten einer Nation gegenüber den anderen, präsentiert eine Welt, anarchisch und kalkulierbar zugleich, in der den scharfsichtigeren unter den Chronisten launische Zufälle die wiederkehrende Sequenz von Bedrohung und Reaktion zu enthüllen vermögen.

So einige taten dies bereits unbewusst, schon bevor Realismus, Neorealismus und ihre Spielarten eine Prämisse in den Stand einer zunehmend anspruchsvollen Theorie erhoben. Gefeierte Darstellungen der Geschichte traditioneller Diplomatie präsentierten Krieg, Frieden und alles dazwischen als Ergebnisse des Ringens moderner Staaten um Überleben, Expansion oder Ruhe. »In dem von Hobbes imaginierten Naturzustand«, so begann eine von ihnen, »ist Gewalt das einzige Gesetz und das Leben ›ekelhaft, tierisch und kurz«. Auch wenn der Einzelne nie in diesem Naturzustand existiert hat, für die Großmächte Europas gilt das sehr wohl und von Anfang an.«^[4] Zweieinhalb Jahrtausende zuvor bereits hatte Thukydides den Mächten seiner Zeit in etwa dasselbe unterstellt.^[5] Weder er noch seine Nachfolger wussten etwas vom realistischen Denken in Bezug auf internationale Beziehungen, zu schweigen von Theorien der rationalen

Entscheidung oder der Spieltheorie, in der es in jüngerer Zeit teilweise aufgegangen ist; gemeinsam jedoch war ihnen eine hobbessche Prämisse bezüglich einer primitiven Anarchie in der Welt, die es irgendwie im Zaum zu halten galt, damit der Krieg aller gegen alle nicht einmal mehr zum Zuge kam.

Ebendiese Aussicht plagte die Zwischenkriegsjahre. Köpfe, die in den 1920er-Jahren auf den Großen Krieg als Abstieg in atavistische Zwietracht zurückgeblickt hatten, sahen in den 1930ern einem gar noch verhängnisvolleren Rückfall entgegen: dem Abstreifen jedweder verbliebener Hemmnisse gegenüber menschlicher Barbarei. Immer wieder warnten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens vor dem Ende der Zivilisation. Den Völkermord sah merkwürdigerweise niemand voraus, sehr wohl aber die chemische Kriegführung und ein von Bombern verfinstertes Firmament – zwei der Innovationen des vorhergehenden Konflikts. Zugrunde zu liegen schien alledem die drohende Gefahr eines erneuten Aufflammens weltweiter Anarchie. Arnold Toynbee war nach einem eingehenden Blick auf die öffentliche Meinung des Jahres 1936 so resigniert wie entsetzt zu der düsteren Prognose gelangt, dass eine Situation, die nun vierhundert Jahre währte, durchaus weitere vierhundert Jahre anhalten könnte. Kurzfristig sah er eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass »die neue internationale Ära (falls sie denn tatsächlich neu war) auf dieselbe katastrophale Art wie ihre Vorgängerin im 19. Jahrhundert zu Ende kam«.^[6]

Ob er sich nun, wie seine klassischen Vorläufer, dafür aussprach, aus der Not eine Tugend zu machen, oder ob er, wie es seine strukturell ausgerichteten Vertreter taten, die unerbittlichen Zwänge einer anarchischen Welt enthüllte, der Realismus empfahl die Wahrung des Gleichgewichts der Kräfte nicht nur, er sagte sie auch voraus.^[7] Er sah eine unablässige Folge immer wieder aufs Neue geschaffener Kräftegleichgewichte in einer multipolaren, ja für einige sogar bipolaren Weltordnung, ohne sich um eine Erklärung für ihr Gedeihen oder Verkümmern zu bemühen oder dafür, ob Konflikte aus ihrer Entstehung oder aus ihrer Auflösung erwachsen. In einem der Organisationstheorie entlehnten Schema würde dem Realismus zufolge alles bestimmten ungeschriebenen Regeln gehorchen, insofern die schwächeren Staaten es den erfolgreichsten gleichzutun versuchen. Nur trat in den Zwischenkriegsjahren dergleichen nicht ein. Die Bündnisse, die den Großen Krieg über gehalten hatten, lösten sich nach Kriegsende nach und nach auf, und kein neues nahm ihren Platz ein. Obwohl Großbritannien Deutschlands Rehabilitation zu befördern versuchte, während Frankreich ihr mit zunehmender Dringlichkeit Einhalt zu gebieten trachtete, kam jenes Irrlicht namens Gleichgewicht der Kräfte nie zustande. Die Sowjetunion, die morgens jedwedes Bündnis europäischer Mächte zu konterkarieren, mittags eines gegen Deutschland zu bewirken und abends selbst eines mit dem Reich zu schließen versuchte, schien der realistischen Logik am treuesten anzuhängen; aber es handelte sich hier

um taktische Mittel, die ihr die eigene Militarisierung erlaubten, mit der man vor allen anderen Mächten begann. Und die Vereinigten Staaten interessierte ein Gleichgewicht der Kräfte erst gar nicht, egal welcher Art.

Später versuchten die Realisten die Instabilitäten der Zwischenkriegswelt strukturellen Mängeln zuzuschreiben – indem sie zum Beispiel erklärten, dass sich kein System herausgebildet habe, das den Frieden hätte bewahren können, wie es 1815 auf dem Wiener Kongress mit dem »Konzert der Mächte« erfolgt war, oder dass keine Weltmacht den Platz eingenommen habe, den Großbritannien im vorigen Jahrhundert innegehabt habe, oder dass die tripolare Welt vor dem Zweiten Weltkrieg eben gefährlicher gewesen sei als die bipolare danach.^[8] Alle diese strukturellen Mängel waren ihrer Ansicht nach dazu angetan, einen weltweiten Zusammenstoß zu beschleunigen – in etwa so, wie ein Heer zu einer Bande von Plünderern verkommt, ist eine Stadt erst mal überrannt. Nur warum kam ein Konzert der Mächte nicht zustande? Warum wollten die Männer, die 1919 aus Versailles zurückkehrten, ein solches nicht im selben Maße wie ihre Vorgänger ein Jahrhundert zuvor in Wien? Und die Welt zwischen den Kriegen war auch keine tripolare; ihre Pole waren vielmehr in ständiger Veränderung begriffen hinsichtlich Zahl und Gewicht – Variablen, die der strukturelle Realismus zwar einräumt, aber nicht weiter erklärt.

Als Theorie erklärte der Realismus diese Welt kaum; als Rezept billigte er Isolationismus und Appeasement. Ersterer bemühte geopolitische Notwendigkeiten, Zweiteres berief sich auf die Realitäten der Macht. E.H. Carr, einer der renommiertesten frühen Realisten der Zwischenkriegszeit, sprach sich für eine Ermutigung Deutschlands zur Südost-Expansion aus und hielt noch im Frühjahr 1939 große Stücke auf den »Realisten« Neville Chamberlain. Später fragte er sich, wie er nur so blind hatte sein können. Und die Frage war berechtigt. Wie andere nach ihm hatte er die transformative Kraft des Glaubens oder des Fanatismus in der Geschichte verkannt. Würden allein internationale Strukturen das Verhalten von Staaten zueinander bestimmen, ein Gutteil der aufgezeichneten Geschichte hätte sich erst gar nicht ereignet. Carr selbst rückte bald von den Implikationen eines ungezügelter Realismus ab.^[9]

Freilich herrschte die Doktrin, so beharrlich sie sich auch hielt, zu keinem Zeitpunkt unangefochten. Was auch für Hobbes' Ansicht vom Naturzustand gilt. Über Jahrhunderte hinweg stellten Staatsphilosophen sich eine primitive Menschheit ganz anders vor und ersannen einen zivilisierten Gegenentwurf. Liberale Denker begannen eine Welt voll gegenseitiger Abhängigkeiten und Verflechtungen ins Auge zu fassen, in der Nationalstaaten Neid und Missgunst wenigstens teilweise überwinden, von einigen ihrer Vorrechte abrücken, sich eines Teils ihrer Waffen entledigen. In den Zwischenkriegsjahren hofften sie, der

Katastrophe weniger durch die Ausbalancierung der Machtverhältnisse entgegenzuwirken als durch die Aufgabe des Primats absoluter nationalstaatlicher Souveränität – jenes irreduziblen Elements der modernen Welt und eines Gutteils realistischen Denkens. Was sie sich in Genf vorstellten, war ein System kollektiver Sicherheit, das jeden potenziellen Aggressor in ihrer Mitte in die Schranken verwies. Das Konzept war mit einem gerüttelt Maß an Unklarheiten verbunden: Würde eine Ächtung durch die Weltmeinung ausreichen, oder wäre es den Mitgliedern des Völkerbunds möglich, Gewaltmaßnahmen gegen den Missetäter zu ergreifen? Letzteres war eine Aussicht, an der so manches liberale Gewissen sich stieß. Der Glaube an die Vorstellung jedoch bewegte Millionen, ob sie ihn nun definieren konnten oder nicht. Der Marxismus, auf seine Weise nicht weniger optimistisch als der klassische Liberalismus, prophezeite die Auflösung des Nationalstaats durch das Fortschreiten des Kapitalismus. Und auch wenn der Chiasmus der Internationalen letztlich zur Auflösung des Marxismus führen sollte, für den Augenblick leuchtete er so manchem Konvertiten, Renegaten oder Pilger den Weg zu einer klassen- und kriegslosen Welt.

Zum Ende des Großen Krieges proklamierte zunächst Woodrow Wilson, dann Wladimir Iljitsch Lenin eine solche freundliche Vision für die Welt. Beide sollten ihre Visionen binnen einiger Jahre und noch zu Lebzeiten sich wieder auflösen sehen, und in den 1930er-Jahren verschwanden

sie endgültig. Ihre Jünger hielten ihnen zwar die Stange, aber die Welt blieb nicht stehen. Die Mächte, die in Genf der kollektiven Sicherheit einen Schrein errichtet hatten, unternahmen im Falle der Mandschurei nichts, um der Idee zu ihrem Recht zu verhelfen; sie hielt sich noch eine Weile, um schließlich vor den Provokationen der Italiener und der Deutschen in Afrika wie in Europa selbst zu kapitulieren. Wilson hatte das zweite Versprechen seines Traums, die nationale Selbstbestimmung, nur den Völkern des europäischen Kontinents angeboten, und einige von ihnen, neue Minderheiten in neuen Staaten, standen danach schlechter da als zuvor. Der Liberalismus von Freihandel und unsichtbarer Hand, dem der Realismus die Ansicht verdankte, alle Akteure arbeiteten unbewusst an einem internationalen System, das größer ausfallen würde als sie selbst und den Marxismus insofern widerspiegelte, als es die Erosion von Staaten und Grenzen durch die Gezeiten des Handels verhieß, verschwand unter den Trümmern der Depression.^[10] Die Sowjetführung schloss sich dem internationalen System alsbald in dem Maße an, in dem sich für sie ein solches ausmachen ließ.

Mitte der 1930er-Jahre sah sich jeder, der die Staatslenker der Welt nach den sie bewegenden Kräften befragte, in einer Wüstenei von Antworten. Selbstredend zogen sie einer wie der andere die Selbsterhaltung der Auslöschung vor, aber sowohl das Versprechen als auch die Bedrohung, die sie in historischen Visionen jeglicher Art zum Ausdruck brachten – sei es unter den Aspekten von

Raum und Rasse wie bei Deutschen oder Japanern, sei es in Form von Sehnsucht nach alter Größe wie im Falle von Italienern und Ungarn, sei es, wie im Falle der Briten und ihres unermesslichen Empires, in der Freiheit der Meere und allem, was damit einherging. Die Sowjets sorgten sich unentwegt um die Verteidigung ihres Mutterlands, Befürchtungen, die fast so berechtigt waren wie die von Franzosen oder Polen. Ähnliches galt für die Amerikaner, die fest entschlossen waren, sich fernzuhalten von den tückischen Fallstricken der alten Welt. Es musste nicht weiter überraschen, so unterschiedliche Protagonisten jeweils nach ihren eigenen diplomatischen und militärischen Sternen navigieren zu sehen. Briten und Franzosen verwarfen nach und nach die Schimäre kollektiver Sicherheit, hielten sich jedoch nach wie vor an die Staatskunst von Richelieu, Castlereagh und Bismarck, schlossen mit anderen Worten Verträge, verbuchten kleine Zugewinne, ließen sich auf Kompromisse ein; und sie fassten, falls denn doch einer kommen sollte, einen Krieg ins Auge, der zwar länger, aber dafür weniger grausam ausfallen und ihren Nationen die verheerende Wirkung ersparen würde, die sich nur allzu lebhaft ausmalen ließ. Deutschland und die Sowjetunion unterzeichneten Verträge und verkündeten dieselbe Art von Mäßigung, hielten den Frieden jedoch insgeheim für vorübergehend und bereiteten sich für den Fall des Falles auf einen Vernichtungskrieg vor.

Weder der Realismus noch die meisten konkurrierenden Theorien internationaler Politik müssen näher auf derlei nationale Eigenheiten eingehen. Die Theoretiker graben die Grammatik der internationalen Geschichte aus; die Historiker bergen ihre gesprochenen Sprachen. So wird etwa den Realisten zufolge internationales Verhalten ausschließlich von Macht, Sicherheit oder »Selbsthilfe« bestimmt. Auf welche Weise Veränderungen in Weltanschauung und Außenpolitik diese – und jeden anderen Impuls – ausdrücken, ist für sie bestenfalls von nachgeordnetem Interesse; der Begründer des strukturellen Realismus Kenneth Waltz schloss sie aus seinem theoretischen Ansatz aus.^[11] Für den Historiker jedoch stehen sie im Mittelpunkt und damit ganz oben an – eher im Plural als im Singular, eher wechselhaft als beständig und nie und nimmer auf ein universales Verlangen, eine einzige Furcht oder die Unterwerfung unter einen eindeutigen und systemischen Deus ex Machina zurückzuführen. Von ihrem Ende des Teleskops aus beobachten Historiker, wie große und kleine Staaten – zuweilen auf bestürzende Weise – das Gesicht verändern, das sie der Welt präsentieren. Allein das 20. Jahrhundert könnte hierfür faszinierende Beispiele bieten. So übernahmen die Vereinigten Staaten innerhalb einer Dekade, der 1940er-Jahre, eine Rolle in der Weltpolitik, die sie ihre ganze Geschichte hindurch sorgsam gemieden hatten. In einer anderen Dekade, den 1980er-Jahren, machte die Sowjetunion sich ein neues Sicherheitskonzept

zu eigen, das zu einer Veränderung ihrer Beziehungen nicht nur zu ihren Nachbarn, sondern auch zu ihrem wesentlichen Widersacher führte. Binnen einer Generation, lange vor der Wiedervereinigung, hatte Deutschland sich derart verändert, dass jemand, der mit dem Verhalten des Reichs in der ersten Hälfte des Jahrhunderts vertraut war, es nicht wiedererkannt hätte. War Deutschland einst begierig auf eine Position, die mit eigenen Ressourcen unmöglich zu halten war, schreckte die Bundesrepublik nun vor einer Stellung zurück, zu der sie geradezu prädestiniert schien. Japan entsagte der imperialen Eroberung nebst den Waffen, mit denen man diese garantiert hatte. Sicher erklären sich solche Verschiebungen durch besondere Umstände, aber eben auch durch bewusste Willensakte, durch die Anpassung eines nationalen Narrativs an ein neues Ziel. Der amerikanische Exzeptionalismus konnte sowohl zu Interventionismus als auch zu Isolationismus führen. Deutschland und Japan verzichteten auf die Sprache existenzieller Panik und trennten den nationalen Erfolg vom militärischen. Und die noch junge Sowjetunion hörte auf, die Welt nur unter dem Aspekt der Bedrohung zu sehen.

Hin und wieder beschließen Staaten, wie auch immer sie sich selbst sehen mögen, eine Veränderung des internationalen Systems, mittels dessen sie einander sehen. Sie definieren es lieber, als sich ihm zu unterwerfen. So etwa 1815, als die europäischen Mächte im Bund gegen Frankreich im kommenden Frieden Stabilität über

individuelle Ausdehnung stellten. Sie entschlossen sich, den Gedanken des Kräftegleichgewichts und damit einen wettbewerbsorientierten Zeitvertreib aufzugeben, der seit 1763 nichts als Ungleichgewicht und endemische Kriege gebracht hatte, und sich stattdessen auf ein Konzert ineinander verschränkter Verpflichtungen und Restriktionen zu konzentrieren. Nicht jeder profitierte davon – Polen und Sachsen konnten ein Lied davon singen –, und das System baute mit Großbritannien und Russland auf zwei hegemoniale Flankenmächte, um die Länder dazwischen an der Kandare zu halten; sein Geist jedoch ersparte dem Kontinent über eine ganze Generation hinweg einen Krieg zwischen den Großmächten und gar ein Jahrhundert lang einen allgemeinen.^[12] Nach 1945 hielt man es erneut so, als die USA zusammen mit ihren ehemaligen Verbündeten und Gegnern und den Ländern der sich herausbildenden Europäischen Gemeinschaft ein weiteres System internationaler Zusammenarbeit ersannen. Es glich keinem bis dahin bekannten, stellte aber einmal mehr das gemeinsame über das individuelle Ziel. Und wieder erbrachte es eine lange Friedenszeit. Der Kalte Krieg allein vermochte die Beteiligten nicht dazu zu bringen, auf kurzfristige zugunsten langfristiger Befriedigung zu verzichten – man hatte das bereits vor dem Einsetzen der Eiszeit in den späten 1940er-Jahren ins Auge gefasst und hielt das weiter so, als in den 1970er-Jahren Tauwetter einsetzte und der Kalte Krieg in den 1990ern zu Ende ging. Die Beteiligten hatten sich verändert.^[13]

In den Zwischenkriegsjahren jedoch passierte das Gegenteil. Alle Anstrengungen, das internationale System zu verändern, jede Verhandlung in den 1920er- und Anfang der 1930er-Jahre, sei es in Washington, Genf, Genua, Locarno, Den Haag oder London - noch vor Mitte der 1930er-Jahre waren sie alle gescheitert. Die Probleme begannen zu Hause, im eigenen Land. Die größeren genauso wie die kleineren Mächte erfasste ein Gefühl interner wie externer Verwundbarkeit. Es war dies nicht das erste Mal, bereits 1914 war es einigen Kontinentalmächten so ergangen, aber nie hatte das Phänomen so viele sowohl in als auch außerhalb der Regierungskreise gleichzeitig im Griff, und das sowohl in Europa als auch in Nordamerika und Ostasien. Es markierte eine neue Art von Nationalismus, der weniger auf einen bestimmten Unterdrücker oder Erbfeind gerichtet war als auf eine feindliche Welt, die sich sowohl durch Akteure zu Hause - oder innerhalb eines Empires - als auch im Ausland manifestierte. Kommunismus, Zuwanderung, Kapitalismus, das Judentum, der Westen, Pazifismus, die existenzielle Bedrohung in all ihren Masken - derlei Schrecken überschritten mühelos Grenzen; und wo immer sie Fuß fassten, wer immer sie sich zunutze machte, sie schlichen sich sowohl in die Innen- wie in die Außenpolitik ein.

Eine Erklärung für die weltweite Verbreitung solcher Ängste könnte die Globalisierung liefern, zusammen mit der Verbreitung von politischen Sprachen, die Völkern, die

einst taub gegenüber einander waren, verständlich waren. Die Ausbreitung der Demokratie, liberal oder nicht – die Erweiterung der politischen Nation – könnte ihre Wirkung erklären. Beide Phänomene sind jedoch keineswegs Neuerungen des 20. Jahrhunderts, sondern etablierten sich bereits im Jahrhundert zuvor. Und die Masse wartete nicht etwa darauf, als Kraft in den internationalen Beziehungen hier und da ihre Stimme zu erheben. Im 16. wie im 17. Jahrhundert, als Armeen durchaus Mobs ähneln konnten, hielten sowohl der Volkszorn als auch die Staatskunst die Religionskriege in West- und Mitteleuropa in Gang. Im 18. Jahrhundert unterbrach die Frankophobie beim britischen und die Austrophobie beim französischen Volk die Schachpartien der Diplomaten, und in der Mitte des 19. Jahrhunderts zog der Sog der Russophobie in London und des christlich-orthodoxen Eifers in Sankt Petersburg die Regierungen in einen Krimkrieg, den einige ihrer weiseren Mitglieder lieber vermieden hätten. Der Palast hörte, wenn auch oft nur ungern, auf den Mann auf der Straße. Und bald darauf auch auf Aufsichtsräte und Zeitungsleute. Eine ganze Schule deutscher Historiker, die sich für das Primat der Innenpolitik starkmachte, schreibt einen Gutteil des wilhelminischen Kriegsgehabes, ja überhaupt der Krise vom Sommer 1914, dem Kunstgriff zu, die öffentliche Meinung von heimischen auf ausländische Ziele zu lenken oder die mächtigen heimischen Lobbys zu beschwichtigen, die gefügigen Kanzlern schwindelerregende Ausblicke auf eine kontinentale

Vorherrschaft schmackhaft zu machen versuchten.^[14] Die Diplomaten von Wien hatten 1815 die heimische öffentliche Meinung noch größtenteils ignorieren können. Im Versailles von 1919 konnten sie das nicht mehr, wenngleich sie sich immer noch absonderten, als ob sie es nach wie vor könnten.

Das Neue an der Krise der Zwischenkriegszeit war mitnichten, dass die Kabinettsdiplomatie damals so passé war wie die Kabinettskriege; neu war vielmehr die Art, in der Massenpolitik endgültig gegen jedes über den augenfälligsten unmittelbaren Eigennutz hinausgehende internationale Engagement zu wirken begann. Damit hielten die kriegerischen Optionen Vermeiden oder Raubzug auch in der Friedenszeit Einzug. Die Aushärtung des Schemas erfolgte kurz nach der Halbzeit zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg, Anfang der 1930er-Jahre, in ebendem Augenblick, den das vorliegende Buch beschreibt. »Der Rechtshistoriker«, so sagte der bedeutende englische Mediävist Frederic William Maitland im Rahmen seiner Antrittsvorlesung in Cambridge 1888, »wird oft vom Klaren hin zum Vagen arbeiten müssen, vom Bekannten zum Unbekannten«.^[15] Er würde also gleichsam mit dem Ende beginnen müssen – und ebenso könnte der Historiker der frühen 1930er-Jahre zurück in die Vergangenheit reisen, ausgehend vom dokumentierten Scheitern internationaler Konferenzen, um dann über die vageren Terrains heimischen Widerstands gegen

Verpflichtungen im Ausland schließlich auf das im Dunkeln liegende Territorium nationaler Kopfgeburten zu stoßen.

Letztere führten unter anderem zu Hitler, zur Flucht aus kollektiven Verpflichtungen, zur Passivität der Westmächte, zur japanischen Herausforderung und zum sowjetischen Verfolgungswahn. Desgleichen führten sie mit zum Zweiten Weltkrieg, auch wenn sie nicht unmittelbar zu seinen Ursachen zählen, die vielmehr in dem zu suchen sind, was in den folgenden Jahren getan respektive versäumt wurde. Ihren Ursprung hatten sie in der jüngsten Erfahrung, allen voran dem Großen Krieg und der Großen Depression, aber auch in der eher fernen Überlieferung nationaler Großtaten, Prüfungen oder Demütigungen; darüber hinaus schlugen sie eine Brücke über die Kluft zwischen gelebter und erdachter Geschichte. Unter Amerikanern war der Krieg in Europa eine Erinnerung, Isolation eine Illusion, Neutralität eine Politik, aber mochte ihre Sprache auch an Präzision gewinnen, die Zahl derer, die sich entsprechend äußerten, ging zurück. Im Raum zwischen den größtenteils schweigenden Millionen, die sich noch erinnerten, und der regierenden zungenfertigen Minderheit erhob sich das Stimmengewirr des öffentlichen Diskurses, in dem nationale Anschauungen Form annahmen und sich dominierende Motive herausbildeten: Deutschland als Opfer, Sowjetrussland als Erlöser und Paria, Japans Jahrtausendmission in Asien, sein Heil in der Mandschurei, Großbritanniens imperiale Freistatt – derlei kollektive Vorstellungen spielen eine große Rolle auf den kommenden

Seiten, da man ohne sie unmöglich einen Einblick in die geistige Welt bekommt, in der sich selbst die pragmatischsten Staatsoberhäupter bewegten und einander begegneten und in der die Kinder des Ersten zu den Eltern des Zweiten Weltkrieges wurden.

Jahre später, nach Krieg und Völkermord, versuchte der eine oder andere Historiker sich an einer allgemeinen Erklärung für das, was der Welt da widerfahren war. Weit mehr jedoch versuchten sich an einer Erklärung für die europäische Katastrophe von 1914 als an einer für den weit größeren globalen Konflikt, der hier und da zwischen 1937 und 1941 ausbrach. Letzterer schien nationale oder regionale Konflikte zu vereinen, die man am besten einzeln, jeden für sich verstand. Außerdem erschien paradoxerweise die schrittweise Ausbreitung des Krieges über drei Kontinente auf den ersten Blick weniger mysteriös als die Angstattecke im Sommer 1914 ausgerechnet auf dem kleinsten von ihnen, Europa. Für die Nachwelt am verständlichsten waren die Kriegsherde in Ostasien 1937, in Europa 1939 und im Pazifik 1941, da sie eine Vorgeschichte hatten, die so bunt, kontrovers, in den Archiven nur allmählich zugänglich und in mancher Hinsicht auch ohne die nachfolgenden Konflikte die eingehendere Betrachtung wert war. Der Krieg verwüstete einen Gutteil des Planeten, und die großen oder gar weltweiten Strategien, die Verbindungen zwischen dem einen Kriegsschauplatz und dem anderen, zogen die Aufmerksamkeit so einiger Fachleute an; eine Suche von

vergleichbarem Umfang nach den Ursachen hinkte da eher launisch hinterher.^[16]

Die eine oder andere dieser Fragestellungen beschäftigte führende amerikanische und europäische Köpfe schon unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, wie einige – nicht alle – ihn damals bereits nannten.^[17] Implizit oder explizit gaben sie die Schuld für den weltweiten Flächenbrand dem in den 1930er-Jahren erfolgten Zusammenbruch von liberaler Demokratie, Wirtschaftswachstum, internationaler Handels- und Investitionstätigkeit und eines kollektiven, alle einbeziehenden Sicherheitssystems. Sie sahen die einzelnen Faktoren als Vorbedingung für die anderen und dachten sich die neue Welt, die zu schaffen ihnen vorschwebte, als das schematische Gegenteil der alten. Es war kein Zufall, dass sie, ganz im Gegensatz zu 1815, sowohl die heimische als auch die internationale Gesellschaft zu verändern trachteten. Im Lauf der Zeit schienen Frieden und Wohlstand im Westen ihre Prämisse zu bestätigen, war sie doch als politische Richtlinie unanfechtbar, wenn auch solipsistisch als historisches Argument. Sicher, Zusammenbrüche hatten zum Zusammenbruch geführt. Es oblag den Historikern zu erklären, wieso die ökonomische Stagnation ausgerechnet diesmal, das war ja nicht immer so gewesen, zum Krieg geführt haben sollte; und warum der Rückzug der Demokratie zum Krieg geführt haben sollte, was ebenfalls kaum eine gesetzmäßige Folge war. Entsprechend tat man

sich schwer mit Antworten, die auch über nationale Grenzen hinweg von überzeugender Gültigkeit waren.

Die Geschichte der Diplomatie führte den Versailler Vertrag ins Feld, was in der Gegenüberstellung von zufriedenen und unzufriedenen Signataren resultierte. Aber lange bevor Hitler 1939 seinen Krieg begann, hatte die Entwicklung so gut wie all die Bestimmungen, die die Deutschen als demütigend empfanden, null und nichtig gemacht. Warum verschärften sich die Spannungen erst, *nachdem* die aus dem Großen Krieg resultierenden Missstände – mit Einwilligung der Siegermächte – beseitigt waren? Die Wirtschaftshistoriker setzten auf die Depression, die auf der Rechten Nationalisten – in faschistischer, rassistischer oder militaristischer Form – hervorbrachte, die sich für die Einrichtung aggressiver Regime starkmachten, welche die Expansion verfolgten und das Heil im Ausland sahen. Aber die Depression vermochte ebenso wenig zu erklären, warum sich solche Nationalismen so beharrlich hielten, noch den Umstand, dass sie sich sogar noch verfestigten, wo sich doch gerade einige der verbittertsten Kläger – Japan und Deutschland – stetiger als andere von der ökonomischen Katastrophe der frühen 1930er-Jahre erholten. Eine psychosoziale Geschichtsschreibung baute auf die entwürdigenden Auswirkungen des totalen Krieges und ging davon aus, dass sechzig bis siebzig Millionen Veteranen die Brutalität, die ihnen im Großen Krieg begegnet war, auf ihre zivile Welt übertrugen. Die Massendiagnose erklärte freilich

nicht, warum so viele stattdessen zu Pazifisten wurden oder warum deutschen, italienischen oder russischen Kriegsheimkehrern Brutaleres widerfahren sein sollte als ihren französischen oder britischen Pendants.^[18] Der Übergang vom Frieden zum Krieg gestaltete sich unterschiedlich von Nation zu Nation; jede folgte ihrem eigenen Weg von gemeinsamen Bedingungen hin zu individuellen Entscheidungen. Kein Wunder, dass Historiker vor der Suche nach gemeinsamen Ursprüngen zurückscheuten, die bei der Beschäftigung mit dem Juli 1914 so vielen zur Versuchung geworden war.

Das vorliegende Buch baut auf der These auf, dass jeder dieser Wege über nationale, in den Zwischenkriegsjahren in die Massenpolitik übergegangene Mythologien führte, die, so einzigartig jede für sich sein mochte, allenthalben dieselbe Folge hatten – sie setzten jede Nation auf die eine oder andere Weise gegen den Rest der Welt. Jede machte internationale Regeln und Normen, wenn schon nicht irrelevant, so doch zur Ermessensfrage. Einer anderen, jüngeren Schule der Theorie internationaler Beziehung dürfte die These durchaus willkommen sein. »Anarchie ist«, dem Konstruktivismus zufolge, »was der Staat im Einzelnen daraus macht.« Sie mag von Anfang an gegeben sein, wie die Realisten behaupten, ist aber auch formbar und kann durchaus zu mehr taugen als zur bloßen amoralischen Selbsthilfe. So kann sie unter Freunden zu kooperativeren Arrangements führen, zu weniger Kriegslüsterheit unter Feinden, je nach Identität, sei diese nun gewachsen oder

modifiziert. Identität als Konstrukt ist zu vielgestaltig, um hier damit zu arbeiten, aber der Gedanke ist derselbe: Für wen oder was eine Nation sich hält, vermag zu bestimmen, wonach ihr ist.^[19]

Zuweilen verbreiten sich, einer ansteckenden Krankheit gleich, Ressentiments gegen eine Beleidigung, Demütigung oder Entwürdigung der Nation; Klagen aller Art beginnen zu schwären und volksnahe Führer sprechen sie aus. »Hört sich ganz nach heute an« – in derlei überaus gefährlichen Übertragungen von Regimen oder Parteien von »damals« auf ein anderes »Heute« klingt – in einem beunruhigenden Echo – das »Heute« der 1930er-Jahre nach. Derlei Töne machen nervös: ein geopolitisches Geburtsrecht, wie es damals Japan einforderte und heute China; grenzübergreifende ethnische Parolen wie die der Deutschen von damals und der Russen von heute; die Absage des amerikanischen Wohltäters an undankbare Verbündete, Nationen, die, damals wie heute, im Krieg wie im Frieden seine Großzügigkeit ausnutz(t)en. Die Kläger mögen verschwinden oder gar auf andere Klagen verfallen, aber die Verbitterung bleibt.

Die transnationalen Neuerungen der 1930er-Jahre unterschieden sich grundlegend von den heutigen. Angesichts der Aufteilung der Macht unter zahllosen staatlichen und nicht staatlichen Akteuren sowie einer unüberschaubaren Zahl multilateraler Organisationen gestaltet sich die Welt heute weder multipolar wie in den 1930er- noch unipolar wie in den 1990er-Jahren, sondern

schlicht »apolar«.^[20] Die heutige Weltwirtschaft lähmt keine Depression. Aggressive Diktaturen und die ideologische Herausforderung durch Kommunismus und Faschismus verliehen den 1930ern ein einzigartiges Gesicht, während die Schreckgespenster von Umweltkrise, Proliferation und Cyber-Dschungel unserer eigenen Dekade ein ganz anderes, unliebiges Gepräge verleihen. Nur müssen nationale Paniken nicht in identischen Umständen entstehen. Sie entstehen jedoch zur selben Zeit, da sie sowohl miteinander konspirieren als auch im Wettstreit stehen. Sie wirken gemeinsam, obwohl sie einander abstoßen – als rezitierten sie unisono den Internationalismus ihrer Altvorderen, während sie sich gleichzeitig schon gegen die bloße Andeutung einer neugefundenen Gemeinschaftlichkeit wehren.

In den 1930er-Jahren trugen Regime aller Art, sei es aus Verlegenheit, sei es aus Verachtung, die Reste kollektiver Sicherheit und gemeinsamer Normen zu Grabe. In den Zehnerjahren des 21. Jahrhunderts vertagten ihre zahlreichen Nachkommen auf unbestimmte Zeit eine globale Agenda, die das neue Millennium mit den Versprechen auf Freihandel, nationale Selbstbestimmung und Achtung der Menschenrechte begann. Ersteres fiel dem ökonomischen Nationalismus zum Opfer – einer Studie zufolge drohten die Vereinigten Staaten 2019 China mit Zöllen in Höhe derer des Smoot-Hawley-Zollgesetzes von 1930, dem unüberhörbaren ersten Schuss im folgenden Handelskrieg.^[21] Das Zweite öffnete eine Pandora-Büchse

von Subnationalismen und ethnischen Separationsbewegungen, die sich Sympathie heuchelnde Nachbarn zunutze machten, denen allein um die Macht zu tun war. Auch das dritte Versprechen appellierte an die Verantwortung der internationalen Gemeinde, diesmal zum Schutz von Minderheiten vor ihren eigenen Staaten; es sah in einem ebenso neuen wie kühnen Schritt das Recht auf das militärische Einschreiten gegen die Unterdrücker vor, aber die Staaten überlegten sich das bald anders.^[22] Die Ordnung, die dem Kalten Krieg folgen sollte, erwies sich ebenso als Schimäre wie die nach dem Großen Krieg und als nicht weniger kurzlebig. Was ist noch zu erwarten?

Niemand vermöchte das zu sagen, nicht angesichts des resoluten Widerstands gegen die Regression zum Nationalismus, vor allem in Europa – aber selbst dort geraten die Disputanten in jedem Land über die Frage nach der nationalen Identität aneinander, und das nicht etwa wegen kontinentaler oder gar globaler Probleme. Wir wissen, dass die Ausbreitung der Unordnung der 1930er-Jahre im Zweiten Weltkrieg gipfelte. Das hätte nicht sein müssen. Die künftigen Kombattanten hatten es in der Hand, im Lauf der Dekade mit entsprechenden Entscheidungen ihrer jeweiligen nationalen Geschichte eine andere Richtung zu geben. Sie taten es nicht. Das ist das Einzige, was es uns erlaubt, eine Parallele zu heute zu ziehen. Anarchie ist in der Tat das, was Staaten im Einzelnen daraus machen.